



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spanische Kultur im achtzehnten Jahrhundert.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nichts weiter will als eine Hebung des Proletariats; nicht in Feindschaft, sondern in Bundesgenossenschaft mit den andern Schichten der Bevölkerung, der sich Vaterland und Religion nicht rauben lassen will, und der sich der sozialen Revolution in den Weg stellt. Neben diesen Aufgaben ist die Frage, ob der Arbeiter seine Ersparnisse in der Sparkasse oder im Geldschrank des Arbeitgebers anlegt, vergleichsweise von geringerer Bedeutung und kann jedenfalls nicht als aller sozialen Weisheit letzter Schluß angesehen werden.

Paris

franz Wngf



Spanische Kultur im achtzehnten Jahrhundert



Im 48. Heft des Jahrgangs 1904 der Grenzboten haben wir einiges aus der Zeit des Konflikts zwischen Spanien und Napoleon dem Ersten mitgeteilt nach Abhandlungen von Desdevises du Désert. Der Artikel hat Herrn Desdevises, der Professor der Geschichte an der Universität zu Clermont-Ferrand in der Auvergne ist, zu einigen Sendungen veranlaßt, die uns in den Stand setzen, näheres über diesen Forscher mitzuteilen und aus einigen seiner Schriften weitere Belehrungen über die Pyrenäenhalbinsel und ihr Volk zu schöpfen. Desdevises hat Spanien seit 1881 siebenmal bereist, sich das einmal fünf, ein andresmal vier Monate dort aufgehalten, die bedeutendsten Archive durchforstet und 57 größere und kleinere Arbeiten über Spanien veröffentlicht; vier weitere reifen dem Druck entgegen. Im Jahre 1907 gedenkt er den Bitten katalonischer Freunde zu willfahren, ausschließlich Katalonien zu bereisen, Land und Leute gründlich kennen zu lernen und dann ein Werk über den Catalanisme zu schreiben. Das Verzeichnis seiner Schriften über Spanien, das er uns zu übersenden die Güte hat, schließt er mit der unsern deutschen Studenten sehr zu empfehlenden Variante eines ihrer ehrwürdigsten Lieder: Laboremus igitur, juvenes dum sumus. Die bedeutendste seiner Arbeiten ist das dreibändige Werk: *L'Espagne sous l'ancien Régime*, dessen dritter Band: *La Richesse et la Civilisation* (Paris, Société Française d'Imprimerie et de librairie, ancienne Librairie Legèze, Oudin et C^{ie}, 1904) uns vorliegt (die ersten beiden Bände behandeln die spanische Gesellschaft im achtzehnten Jahrhundert und die Institutionen).

Obwohl Spanien in den letzten beiden Jahrhunderten sozusagen außerhalb Europa gelegen hat, ist es doch auch damals nicht unberührt von der europäischen Politik, den wirtschaftlichen und geistigen Bewegungen Europas geblieben, und so manches von dem Unerfreulichen, was Desdevises zu beschreiben hat, war damals ein Gebrechen, an dem die ganze zivilisierte Menschheit litt.

Grenzboten III 1906

25

Der Volksschulunterricht war überall sehr unvollkommen, und die Prügelmethode herrschte ziemlich allgemein in der Schule. Was der französische Forscher von dem jämmerlichen Zustande der spanischen Universitäten erzählt, an denen nur scholastischer Wortkram wiedergekaut wurde, berichtet Adam Smith auch von dem Oxford seiner Zeit. Um Post, Straßen und sonstige Verkehrsmittel stand es überall schlimm, und auch zur Überwindung der Strecke, die zwischen Berlin und Leipzig liegt, brauchte man etliche Tage. Zünfterei und merkantilistische Handelspolitik wurden in allen Staaten betrieben, und wenn Spanien in seinen Kolonien keine Industrie aufkommen lassen wollte, so ahmte es nur das Beispiel Englands nach. Der Verfasser gliedert seinen Stoff in sieben Kapitel: Landwirtschaft, Gewerbe, Handel, Unterricht, Wissenschaft, Literatur und Musik, bildende Künste. Da er in jedem Abschnitte auch über die Zustände und die Leistungen der Kolonien berichtet, so sieht er sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß die Alte wie die Neue Welt, auch abgesehen von der Entdeckung der zweiten durch eine spanische Expedition, doch den Spaniern zu großem Danke verpflichtet seien. Mögen sie, führt er aus, die Indianer mitunter grausam behandelt haben, so haben sie sie doch nicht ausgerottet, wie die Engländer getan haben. Sie haben Amerika mit allen europäischen Haustieren beschenkt, die dort trefflich gediehen; am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es im Laplatagebiet Gutsbesitzer, die hunderttausend Rinder hatten; ein Ochse galt einen Pfaster. Die Spanier haben alle unsre Getreidearten, den Reis, unsre Obst- und Beerenarten, die Südfrüchte und den Kaffee in Amerika angepflanzt und dafür dessen köstliche Erzeugnisse in Europa eingebürgert: edle Nuzhölzer, Cochenille, Kakao, Vanille, Rohrzucker, Koka, Chinarinde.

In sehr lebhaften Kontakt mit Europa geriet das Land am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts durch den Spanischen Erbfolgekrieg, und da dieser damit endigte, daß ein Bourbonne den spanischen Thron bestieg, so wurde dadurch ein dauernder Verkehr und Gedankenaustausch zwischen Madrid und Paris hergestellt. Die spanischen Bourbonen, meint Desdévives, seien freilich keine Genies gewesen, aber immer noch ein wenig besser als ihre Vorgänger aus dem Hause Habsburg. Sie hätten sich ehrlich, wenn auch beim Mangel sachverständiger Ratgeber meist nicht sehr zweckmäßig, bemüht, das Land wirtschaftlich und geistig zu heben und die Verachtung der Arbeit, die zu den schlimmsten Vorurteilen des Spaniers gehöre, zu überwinden. Ihr Streben habe sich einem Kreise fortschrittlich gesinnter spanischer Patrioten geistlichen und weltlichen Standes mitgeteilt, und es seien eine Menge gemeinnütziger Vereine: landwirtschaftliche, gewerbliche, wissenschaftliche, literarische, pädagogische gegründet worden, unter diesen 1806 eine „Gesellschaft der Freunde Pestalozzis“. So sei im einzelnen manches gebessert, aber freilich, da sich das Volk im ganzen ablehnend verhielt und auch den Reformern der Ernst der Arbeit und die Ausdauer fehlten, kein durchschlagender Erfolg erreicht worden.

Das wertvollste Kapitel scheint uns das über die Landwirtschaft zu sein, weil es aktuelle Bedeutung hat. Denn die Natur des Landes hat sich seit dem achtzehnten Jahrhundert nicht geändert, und auch die Grundbesitzverhältnisse mögen im wesentlichen dieselben geblieben sein. Spanien gehört keineswegs zu den von der Natur besonders begünstigten Ländern. Das Klima Kastiliens ist abscheulich — es wechselt bekanntlich trockne Gluthitze mit schneidender Kälte —, und nur ein Zehntel des spanischen Bodens ist sehr fruchtbar; 45 Prozent sind ganz mager und zum Teil gar nicht anbaufähig. Das Land ist entwaldet, die Flüsse sind wasserarm, auch die größten nur bei günstigem Wasserstande auf kurze Strecken schiffbar. *) Man halte daneben, wie reich England in dieser Beziehung ausgestattet ist, und daß es in unmittelbarer Nähe seiner kleinen schiffbaren Ströme, seiner buchtenreichen Küsten fast unerschöpfliche Kohlen- und Eisenerze besitzt! Die Waldarmut, die eine Ursache der Trockenheit ist, haben nun allerdings wie in den andern beiden südlichen Halbinseln unsers Erdteils die Bewohner verschuldet, und alle Bemühungen der bourbonischen Regierungen um Wiederaufforstung und um Hemmung der noch fortdauernden Waldverwüstung sind an der Schlawheit der Behörden und an dem passiven Widerstande des Volkes gescheitert. Die Bauern steifen sich auf ihre alten Fueros, die ihnen erlauben, sich aus dem Walde so viel Heizmaterial zu holen, als ihnen beliebt, die Hirten weiden ihr Vieh im Walde, und wenn die Regierung Pflanzungen anlegte, so betrieb man es als Sport, die jungen Pflanzen von den Herden abfressen zu lassen. Wo noch Wald vorhanden war, da verursachte sein Schutz,

*) Auch dem Kolonel Sprünglin ist die Holz- und Wasserarmut des Landes aufgefallen. Er wundert sich darüber, daß die Spanier nicht schon der Heizung wegen den Wald pflegen, da sie doch so frostig seien, daß sie niemals ihren Mantel ablegen. Sprünglin war ein Schweizer, der in Napoleons Heere den Feldzug von 1807 gegen Preußen und Rußland und dann den spanischen Feldzug mitgemacht hat. Deswegen hat im elften Bande der *Revue Hispanique*, Paris 1904, die *Souvenirs d'Emmanuel Frédéric Sprünglin* herausgegeben. Sie sind eine wichtige Quelle besonders für den spanischen Krieg, denn Sprünglin berichtet über die Operationen, an denen er teilgenommen hat, darunter die Einnahme von Ciudad Rodrigo, Tag für Tag und fügt sachverständige Urteile bei. Gegen den Schluß bemerkt er: „Ich habe in angestrengter Tätigkeit viereinhalb Jahre in Spanien zugebracht, und ich gehöre zu den wenigen, die ungern von ihm schieben, denn ich hatte den Charakter seiner Bewohner liebgewonnen, die, obgleich sie von ihren Mönchen in Unwissenheit und Aberglauben erhalten werden, sich achtungswerte Vorzüge und besonders einen über jedes Lob erhabnen Patriotismus bewahrt haben.“ Auf dem Feldzuge „in Deutschland und in Polen“, bemerkt er, habe er interessante Gegenstände gesehen: Männer, Frauen, Familien *bons à connaître*, und er habe eine tiefe Hochschätzung des deutschen Charakters mitgenommen, der Güte, der Solidität und des Patriotismus aller Volksklassen. Während seine Truppe einige Zeit in Spandau rastete, besuchte er einigemal Berlin. Er erzählt: „Die öffentliche Meinung wurde heftig erregt durch Pamphlete gegen die Regierung und gegen den Adel. Das giftigste dieser Pamphlete war »Die Sauerbrände« betitelt. Das Andenken des großen Königs war noch Gegenstand der Verehrung, aber sein Nachfolger war verachtet, und die Schwäche des regierenden Königs wurde nicht geschildert. Nur von der Königin sprach man mit Achtung. Die Aufführung des Adels, besonders die der adelichen Offiziere, wurde scharf gegeißelt. So niedrige Gefinnung und solche Feigheit nach solchem Geprahle erregten Entrüstung.“

den die neuen Gesetze den Gemeinden zur Pflicht machten, Inspektionen, Untersuchungen, Prozesse, und die Bauern, die darin eine tyrannische und veragatorische Einmischung in ihre Privatangelegenheiten sahen, sorgten nach Kräften für die Beseitigung der Ursache dieser Belästigungen; sie fanden es am bequemsten, wenn es gar keinen Wald sondern nur Gestrüpp gab. Ein Übelstand, an dem wiederum Spanien nicht allein litt, war die Einschränkung der bäuerlichen Bewirtschaftung des Bodens durch den übergroßen Grundbesitz der Kirche und des Adels; freies Land war wenig zu haben und darum teuer. Doch waren die Grundbesitzverhältnisse zonenweise verschieden. Im Norden, der teils gar nicht, teils nur vorübergehend unter der maurischen Fremdherrschaft gestanden hatte, waren die Leute frei geblieben, und bestand die Masse des Volkes aus kleinen Freibauern. „In der mittlern Zone, die mit hartnäckiger Ausdauer Schritt für Schritt erobert werden mußte und dabei jahrhundertlang verwüstet wurde, bildete sich ein mächtiger Feudaladel, der das eroberte Land kolonisierte. Die Hochebene ist darum das Land der Schlösser, castilia, und die adelichen Latifundien breiteten sich in dem Maße aus, wie der Reichtum ihrer Besitzer stieg, und der Adel sich nach einer Rangordnung abstufte. In Biscaya, wo jedermann Hidalgo ist, gibts keine Grundherren; in Toledo und in Estremadura besitzen diese drei Viertel des ganzen Bodens. Die Bauern haben nur Pachtland und sind der Willkür von Intendanten preisgegeben. Im Süden, der mit zwei großen Schlägen gewonnen worden war [der Eroberung Malagas 1487 und der Granadas 1491], schnitt sich der kastilianische Adel große Besitzungen heraus und ließ sie durch die unterworfenen Mauren bewirtschaften, die er einer harten Knechtschaft unterwarf. Die Vertreibung der Mauren beraubte die neuen Herren ihrer Kolonen, und da sie weder Schwarze noch Indianer einführen durften, so wirtschafteten sie mit Lohnarbeitern, die der Intendant scharenweise dang, wenn er sie brauchte, und nach der Ernte wieder heimschickte.“ Jedes der drei Systeme, meint der Verfasser, hat bei rationeller Anwendung in andern Ländern gute Resultate ergeben. „In Spanien aber hatten die meisten der großen Grundherren weder landwirtschaftliche Kenntnisse noch Geschmack am Betriebe der Landwirtschaft; sie würden sich überdies etwas zu vergeben geglaubt haben, wenn sie sich mit so gemeinen Gegenständen befaßt und in ihrem Grundbesitz etwas andres als eine Rentenquelle gesehen hätten. Unter solchen Umständen konnte, wie sich von vornherein erwarten ließ, der Großgrundbesitz mit Lohnarbeitern in Spanien nichts ersprießliches leisten; die Landwirtschaft konnte nur in solchen Gegenden einigermaßen gedeihen, wo entweder Freibauern oder Zinsbauern oder Erbpächter das Land bebauten.“ Wie sich diese verschiedenen Arten bäuerlicher Wirte in mancherlei Mischungen und Übergangsformen auf die einzelnen Provinzen des nördlichen, mittlern und östlichen Spaniens verteilen, wird ausführlich beschrieben. Am befriedigendsten hat sich die Lage in Valencia und im Baskenlande gestaltet. Dort verhalfen die Fruchtbarkeit des Bodens und gutes Klima bei mäßiger Arbeit zu Wohlstand, hier schuf sich ein energischer Volksstamm

auf magerm Boden und in einem rauhen Klima durch harte Arbeit häusliches Behagen. Das dürfte bis heute nicht anders geworden sein. Daß die Zustände Andalusiens heute noch dieselben sind wie vor vierhundert Jahren, beweisen die periodischen Berichte der Zeitungen über Landarbeiterunruhen.

Desdevises beschreibt ausführlich die verschiedenen Kulturarten in den verschiedenen Gegenden und gibt eine genaue Statistik der Ernteerträge, der Viehhaltung, der Wollproduktion usw. Ebenso eingehend berichtet er über die einzelnen Gewerbe und über den Inlands- und den Auslands handel. Wie es im allgemeinen um das spanische Gewerbe gestanden hat, noch steht und bei dem Charakter des spanischen Volkes nicht anders stehn kann, ist bekannt. Spanien ist zum Beispiel nicht arm an Mineraleschätzen, überläßt aber deren Ausbeutung gewöhnlich Ausländern; verlegt sich einmal ein Spanier darauf, so betreibt er nicht eine ernsthafte Montanindustrie sondern nur Schatzgräberei. Wird er nicht mit einem Schlage reich, so läßt er die Sache liegen. Von Ausländern, die einen erziehenden Einfluß ausüben könnten, nimmt der Spanier nicht leicht Lehre an; dazu ist er zu stolz und zu verliebt in seine nationale Eigenart. Die ausländischen Konsuln in den Handelsplätzen, namentlich die französischen und die englischen, hatten mit Volk und Behörden manchen harten Strauß zu bestehn; freilich mögen sich namentlich die englischen oft unverschämt genug benommen haben. Die Handelskriege der Engländer nennt Desdevises mit Recht Seeräub im größten Stile. „Wenn die spanischen Küstenwächter einmal den englischen Schmugglern gar zu unbequem werden, behauptet England, die Spanier störten seinen Handel und erklärt den Krieg; so 1719 und 1739.“ Dieser besteht dann darin, daß es eine Anzahl spanische Schiffe kapert. Als Konkurrenten hatte ja England die Spanier damals so wenig zu fürchten wie heute. Der Spanier hat zwei Prunkfassaden, hinter denen er seine Faulheit und Genußsucht verbirgt. Die eine heißt *gravedad española*. Sich mit Arbeit abrackern, rennen, um einen kleinen Geldvorteil zu erhaschen, das ist nicht einmal anständig, geschweige denn nobel. Als im Jahre 1783 der König eine Anzahl Gewerbe, die bis dahin für unehrlich gegolten hatten, darunter die der Schneider, der Schußflücker, der Hufschmiede und der Barbieren, für erlaubt und ehrlich erklärte, da bewies ein Anonymus in einem Pamphlet, daß das ein Attentat auf die Würde des Adels und besonders der Ritterorden sei. Auch wußte man dem Widerstande gegen jede Begünstigung der Gewerbe eine volkswirtschaftliche Wendung zu geben. Ein anderer Pamphletist brandmarkte die Gewerbetreibenden als Übeltäter, die die Landleute in die Stadt lockten und die Lebensmittel verteuerten; die Regierung habe die Pflicht, das maßlose Wachstum der Städte zu hindern und den Handelsgeist zu bekämpfen, der das Unersehlichste und der Todfeind des Patriotismus sei.

In alledem steckt ja ein berechtigter Kern, sodaß die *gravedad* nicht bloß Vorwand der Faulheit genannt werden darf, ebenso wenig wie die andre schöne Fassade, die spanische Lebensweisheit, die Desdevises gelegentlich seiner

Schilderung des Studienwesens auf das treffendste formuliert. „Impulsiv und leidenschaftlich, dabei ein Individualist, der sich auf keine Kompromisse einläßt, erklärt der Spanier sein Belieben für Vernunft, seinen Wunsch für sein Recht und erkennt außer Gott keinen Herrn an. Warum sollte er sich das Joch eines mühsamen Studiums aufhalsen lassen, sich zu einer widerwärtigen und dabei undankbaren Arbeit verurteilen, da doch alle diese eiteln Wissenschaften, die man ihm anpreist, auf nichts andres zielen als seine Unabhängigkeit einzuschränken, ihm die Initiative zu rauben und seiner Phantasie die Flügel zu beschneiden? Für ihn gibt es nur eine Wissenschaft: die des Unerkennbaren, die Theologie. Auf diese wirft er sich mit dem ihm eignen Ungestüm, sei es, um mit den großen Denkern auf die schwindelerregenden Höhen der Spekulation hinaufzufliegen, oder sich mit einer Pilgerschar an den Abenteuern einer langen Wallfahrt zu ergötzen. Für einige Ausermählte ist dieses sogenannte Studium der Weg zum Himmel, für die große Masse ein Spielzeug. Man lernt Ideen zu Jongleurtkünsten benutzen, mit Beweisgründen Fangball spielen, und wenn man es zu einer Fertigkeit in diesem Spiel gebracht hat, so bekommt man den Doktorgrad, durch den Grad eine Anstellung, Befoldung, den Anspruch auf einen Rang in der Gesellschaft und das Recht, müßig zu gehn. Welche andre Philosophie könnte es mit dieser aufnehmen?“ Damit ist schon ungefähr gesagt, wie es um das geistige Leben Spaniens im achtzehnten Jahrhundert gestanden hat. Von ernster Wissenschaft war im allgemeinen keine Rede, obwohl es den verschiednen Fächern nicht an einzelnen Liebhabern fehlte, die jedoch Epochemachendes nicht geleistet haben; Achtungswertes vorzugsweise auf dem Gebiete der geographischen Entdeckungen und der Kartographie. Daß die Inquisition als Hemmschuh wirkte, versteht sich von selbst (es gehört zu den Verdiensten der bourbonischen Regierung, daß sie gewerbfleißige Protestanten ins Land zog und ihnen Sicherheit vor Verfolgung verbürgte, unter der einzigen Bedingung, daß sie die öffentlichen Bräuche nicht verletzten), aber ebenso selbstverständlich ist es, daß sich die Spanier, einzelne „vornizige“ Köpfe ausgenommen, durch die Inquisition in der Freiheit, wie sie sie verstanden, gar nicht beschränkt fühlten. Für die wenigen freilich, die mit Ernst und Eifer nach Aufklärung strebten, war es ein Unglück, daß die Regierung und die Inquisition — beide walteten auch in der bourbonischen Zeit meist im Einverständnis miteinander — der freien Forschung mehr Hindernisse bereiteten, als in den übrigen europäischen Staaten bestanden, „selbst in Preußen“, schreibt Herr Desdévies; jedoch fragt es sich, ob Freiheit viel genügt haben würde, da die Forscher im Volke keine Resonanz gefunden hätten. Die Inquisition entsprach eben der spanischen Volksart und ihrer „Philosophie“, und darum findet sie bis auf den heutigen Tag ihre Verteidiger in Spanien. Ein solcher, Menéndez y Pelayo, nach Desdévies ein hervorragender Gelehrter, nennt die Inquisition eine der nationalsten und lautersten Einrichtungen. Es würde, meint dieser Orthodoxe, durchaus nicht zu bedauern gewesen sein, wenn

sie bis heute in voller Kraft geblieben wäre, leider aber sei sie samt allen echt spanischen Einrichtungen verfallen, als die aus Frankreich stammenden Könige den Sanzenismus und den Enzyklopädismus einführten. Allerdings habe die Inquisition noch, und daran habe sie recht getan, alle protestantischen Bücher verboten, die zu ihrer Kenntnis gelangten, aber kein ausländisches Werk philosophischen Inhalts. „Denn Voltaire, La Mettrie, Holbach und die übrigen Tröpfe des achtzehnten Jahrhunderts sind gar keine Philosophen; ihr Geschwätz ist nur die Karikatur der Philosophie; ihre armseligen, gemeinen und ungeheuerlich gottlosen Lehren sind heute ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung für alle Männer der Wissenschaft, welchem philosophischen Heerlager diese auch angehören mögen.“ Desdèvises widerlegt diese Auffassung. Die Inquisition habe wirklich geschadet, wirklich den Fortschritt gehemmt, alles verboten und vernichtet, was nicht katholisch orthodox war. Im Jahre 1750 wurden zu Madrid einige Bücher verbrannt, weil sie „skandalöse Angriffe auf die so nützliche, so verehrungswürdige, um die Kirche so hochverdiente Gesellschaft Jesu enthielten“, und ein paar Jahre darauf wurden die Bücher verboten, die diese mittlerweile aufgehobene Gesellschaft verteidigten. Die Regierung suchte die Wissenschaften dadurch zu heben, daß sie den Bücherpreis amtlich regelte, das Papier billig machte und die königliche Druckerei luxuriös ausstattete; hätte man, statt Luxus zu treiben, lieber Freiheit gewährt, bemerkt Desdèvises. Und so blieb denn Spanien das Land, wo, wie ein Patriot klagt, niemand liest, weil niemand schreibt, und niemand schreibt, weil niemand liest.

Jedoch werden die Spanier wahrscheinlich auch in Freiheit weder die Wissenschaft noch die Industrie sonderlich fördern. Ihre nationale Anlage weist sie auf die Phantasietätigkeit, und in der schönen Literatur und den bildenden Künsten haben sie auch geglänzt, und zwar gerade in der Zeit, wo die Inquisition noch mit ungebrochener Kraft waltete und wütete. Das achtzehnte Jahrhundert war eine Zeit der Dekadenz. In der Literatur herrschte auf der einen Seite der Schwulst, auf der andern der Klassizismus, der nicht Nachahmung der Alten, sondern Nachahmung der französischen Nachahmer der Alten war. Desdèvises bedauert — und das ist einem Franzosen sehr hoch anzurechnen —, daß die strebsamen Geister nach den ihrem Volksgeist widersprechenden französischen Mustern gegriffen haben, anstatt ihre eignen großen Dichter zu Vorbildern zu erwählen. Ein Spanier, Forner, hat den Grund, weshalb nicht bloß seine Landsleute eine Zeit lang die Franzosen nachgeahmt haben und das Französische vorübergehend Weltsprache geworden ist, sehr gut angegeben. Sie stellen, schreibt er, jeden Gegenstand so fesselnd und so vielseitig dar und in einer so angenehmen Form, einer so korrekten, klaren und durchsichtigen Sprache, daß die andern Völker sogar das, was ihnen die Franzosen entlehnt haben, erst durch diese kennen lernen, weil es vor der französischen Bearbeitung in keiner genießbaren Form vorhanden war. Die Zeit, für die das gegolten hat, ist ja glücklicherweise vorüber, für Deutschland

seit Lessing. Doch gab es einige spanische Dichter, die sich an die vaterländischen Traditionen hielten, und deren Begabung über die der zahlreichen Dichterlinge jener Zeit hinausragte. Der bedeutendste war Ramon de la Cruz, durch und durch ein Spanier, der die galliparlistas verspottete, nicht wollte, „daß sein Vaterland ein frankospanischer Diphthong werde, sein Volk ein Narr, der nicht weiß, was er, vom Hut bis zu den Schuhen, morgen tragen wird; denn wenn der leichtsinnige Franzose das unterste zu oberst kehrt, machen es die spanischen Französlinge mit, und was kein Alexander fertig gebracht hätte, die Spanier zu ändern, das gelingt diesen Hanswürsten“. Obwohl seine volkstümlichen Stücke sehr gefielen, und er auch einige vornehme Gönner fand, scheint es ihm doch nicht zum besten gegangen zu sein. Er schreibt: „Die Nacht hindurch arbeiten und bei Tage sich müde reden, von aller Welt gescholten, von niemand belohnt werden, nicht wissen, wann das Stück aufgeführt werden wird, das man geschrieben hat, mit seinem Rufe mehr von Beschimpfungen als vom Beifall abhängen — so sieht das Dichterleben aus.“ Man hat Ramon den Goya des Theaters genannt.

Goya, von dem im letzten Jahre bei uns soviel die Rede gewesen ist, war der einzige große Maler des achtzehnten Jahrhunderts in Spanien. Er definierte die Malerei als eine Dichtkunst, die aus dem Weltall auswähle, was für ihre Zwecke geeignet sei, und in einem Phantasiegebilde Charakterzüge vereinige, die die Natur an mehrere Individuen verteilt habe. Ein echter Künstler sei nicht Kopist sondern Schöpfer. Goya kannte das Ausland, die Welt, aber, schreibt Desdevives, er stellte mit Vorliebe Spanien dar; die Gesamtheit seiner Werke „ist der Spiegel, in dem sich das ganze Spanien malt; nicht bloß sein Äußeres, seine Moden, seine Sitten, sondern auch seine Geschichte, seine Religion, seine Philosophie, seine Wünsche und seine Träume. Ein unerschrockener Realist, scheut er vor keinem noch so rohen und abstoßenden Gegenstande zurück, zugleich aber ist er König im Reiche des Phantastischen; er malt Monstra, die sich wandeln wie Wolkengebilde.“ Mit religiösen Bildern hat er angefangen, dann aber, nachdem er den Glauben verloren, seine Kunst zum Werkzeug seiner pessimistischen, eigentlich nihilistischen Weltverachtung und seiner patriotischen Satire gemacht. Als Hofmaler hat Goya das Äußerste an Kühnheit gewagt. „Sie sind alle da: der König (Karl der Vierte), die Königin, der Prinz von Asturien und seine Frau Maria Antonia, seine Brüder Carlos und Francisco, seine Schwestern Carlota Joaquina, Maria Luisa, Maria Isabel, sein Schwager der Prinz von Parma, sein Oheim Don Antonio, seine Tante Maria Josefa. Alle in Hoftracht, mit Orden und Grand Cordon behängt. Der Sammet, die Seidenstoffe, die Stickereien, die Edelfsteine schillern und funkeln, aber all dieser Reichtum dient nur dazu, die Häßlichkeit und die Gemeinheit der Gesichter noch abstoßender zu machen.“ Das Größte, meint Desdevives, habe Goya mit der Nadiernadel geleistet. Seine satirischen Stiche hat er mit boshaften Unterschriften versehen. Der „Friedensfürst“, Godoy,

führte seinen Stammbaum auf die Könige der Westgoten zurück. Goya zeichnet einen Esel, der einen Stammbaum betrachtet, und schreibt darunter: „Die Genealogisten und die Heraldiker haben das arme Tier verrückt gemacht, und es ist nicht das einzige, dem es so ergeht.“ Ähnlich werden die Personen der königlichen Familie, ihre Laster und Untaten verhöhnt. Wer, schreibt Desdevises, die Undankbarkeit des gut bezahlten Hofmalers schelte, der urteile von einem sehr niedrigen Standpunkt aus. Goya habe sein Vaterland leidenschaftlich geliebt und darum die elenden herrschenden Gewalten und Stände notwendig hassen müssen. So habe er auch die Kirche und den Klerus gehaßt, nicht aus gemeiner Gefinnung, sondern weil ihr Leben im Widerspruch stand mit ihrem Berufe. Zuletzt hat Goya in einem Kupferstich seinen eignen verwesenden Leichnam dargestellt, wie er sich aufrichtet, um zu rufen, es gebe nichts jenseits des Grabes. Desdevises glaubt jedoch zu wissen, daß Goya nicht in solcher Verzweiflung gestorben sei, sondern in der Hoffnung, daß die Wahrheit und das Vaterland ihre Auferstehung feiern würden. Unter den spanischen Malern der Zeit erscheint auch unser Raphael Mengs. Karl der Dritte lernte ihn in Neapel kennen und schätzen und stellte ihn, als er den spanischen Thron bestieg, als Hofmaler an mit 120 000 Realen Gehalt, freier Wohnung und Equipage; für die Überfahrt nach Spanien stellte er ihm zwei Kriegsschiffe zur Verfügung. Aus den von Azara herausgegebenen Obras de D. Antonio Rafael Mengs teilt Desdevises ein Urteil des Malers über Spanien mit, dessen Hauptstelle wir als eine Kuriosität wiedergeben. „Die Spanier atmen eine sehr reine und elastische Luft, die die Säfte in lebhafte Bewegung versetzt und die Nerven erregt. Von Haus aus Barbaren, haben sie erst von ihren Herren, den Römern, einige Zivilisation empfangen, aber die Goten und dann die Mauren haben diese Zivilisation bis auf den letzten Rest vernichtet. Nachdem sie ihr Land wiedererobert hatten, sind sie mutig ans Werk gegangen und haben viel gearbeitet; aber sie haben es zu nichts gebracht, weil es ihnen an guten Mustern fehlte, und weil sie die Gesetze des guten Geschmacks nicht kannten. Sie haben die Gotik und das Maurische nachgeahmt, das Geheimnis der Schönheit aber nicht erfaßt. In Sevilla sind Malerschulen entstanden, und Philipp der Vierte hat die Künstler in der Person des Velasquez hoch geehrt, aber zur wahren Kunst haben sich die spanischen Maler nicht erhoben, weil sie die Alten nicht studierten und nicht einmal die Überlegenheit der von den Caracci wiedererweckten italienischen Schule erkannt haben.“

Wer sich in Deutschland für Spanien interessiert, der darf die Bücher und Schriften des französischen Gelehrten nicht unbeachtet lassen. Dieser verweist uns außerdem in einem liebenswürdigen Schreiben an Foulcher Delbosq als den gründlichsten Kenner Spaniens und an die von diesem geleitete Revue Hispanique, die seit einem Jahre das Organ der Hispanic-American Society geworden sei, „der bedeutendsten der Vereinigungen, die sich die Erforschung Spaniens zur Aufgabe gemacht haben“. Zum Schluß

bemerken wir, daß Herr Desdèviès auch mit großem Eifer die Universitätsausdehnung betreibt und mit vier Kollegen in Clermont Kurse volkstümlicher Vorträge organisiert hat. Er findet Frankreich rückständig in Beziehung auf die Volksbildung und preist die skandinavischen Staaten, weil in ihnen die Volksbildung am höchsten stehe (und stehen kann, weil ihre Bewohner größtenteils wohlhabende Bauern, nicht Lohnarbeiter sind). Gefinnungsgeossen von ihm haben in Paris eine Association Franco-Scandinave gegründet, und er schätzt sich glücklich, daß er eine Abordnung von schwedischen und dänischen Professoren und Studenten hat in Clermont begrüßen und mit der Auvergne bekannt machen können.



Die Physiognomie der russischen Sprache

Von Gustav Weck

(Schluß)



ie Schwierigkeit des Russischen bleibt unbestreitbar, auch wenn man sie nicht an dem Maßstabe messen will, den der Verfasser der ersten baskischen Grammatik an sein Werk legte, indem er ihm den Untertitel: „Die überwundene Unmöglichkeit“ gab.

Dafür hat die Sprache aber auch ihre ausgeprägte geistige Art. Obwohl zum Ausdruck jeder Seelenstimmung geschickt, trägt sie doch vor allem den Stempel des Traulichen und Naiven, in vollem Einklang mit dem Volkscharakter selbst. Wohl mag es heute, wo die durch Revolution und Gegenrevolution hervorgerufenen Greueltaten die Gemüter der Zeitgenossen belasten, gewagt erscheinen, von russischer Gutherzigkeit zu reden. Aber auch der ehemalige Tomsker Professor des Staatsrechts, M. von Neufner, der in den härtesten Ausdrücken — und nicht immer mit Unrecht — von der Regierung und den Tschinowniks im allgemeinen redet, hebt in seinem kürzlich veröffentlichten Buche „Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit“ diesen Grundzug des nationalen Wesens hervor, der sich in wunderlicher Weise mit den barbarischen Gepflogenheiten des Einzelnen oder der Regierungsform vermischt. *) Der Russe wird im Rausch der Leidenschaft oder auch des Alkohols, vielleicht in Ausübung seines fast immer nur mechanisch erfaßten Amtes leicht zum Totschläger — selten zum feigen Mörder —, aber er geht mit heißen Tränen

*) „Eine der sonderbarsten Eigentümlichkeiten des russischen Lebens besteht darin, daß Verbrechen hier von friedliebenden und sogar aufgeklärten Menschen begangen werden. . . . Die Lage ist darum entsetzlich, weil ein guter Familienvater Kinder niederschießen läßt, weil sich ein guter Erzieher in einen Spigel verwandelt, und ein eifriger Staatsanwalt seine Rolle mit der eines Henters und Mörders vertauscht.“ A. a. O., S. 21.